Zeitschrift: Frau ohne Herz : feministische Lesbenzeitschrift
Herausgeber: Frau ohne Herz
Band: - (1990)
Heft: 27

Artikel: Vorabdruck : die asexuelle Frau
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-630851

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vorabdruck

Die asexuelle Frau

Im Jahre 1811 verklagten Miss Marianne Woods und Miss Jane Pirie, die ein Mädcheninternat für höhere Töchter in Drumsheugh, einer Stadt in der Nähe von Edinburgh leiteten, Dame Helen Cumming Gordon wegen Verleumdung. Dame Gordon, deren uneheliche Enkelin die erwähnte Schule besucht hatte, glaubte Grund zur Annahme zu haben, dass die beiden Vorsteherinnen auf «unanständige und verbrecherische Weise» miteinander verkehrten, und hatte demzufolge die Eltern der Mädchen informiert, worauf alle Schülerinnen aus der Schule genommen wurden. Die zwei Frauen behaupteten in ihrer Rechtsklage, dass sie keine Ahnung hätten, was Dame Gordon mit ihren Anschuldigungen meinte, dass sie aber ihre Ersparnisse und ihren Lebensunterhalt wegen Rufmordes verloren hätten.

Dame Gordon hatte eine sechzehnjährige Enkelin, die einzige Tochter ihres verstorbenen Sohnes und einer Inderin, mit der er zusammengelebt hatte. Dame Gordon hatte sie in die neu eröffnete Schule geschickt, um sie für die Einführung in die Gesellschaft vorzubereiten. Zuerst hatte sie zwar beabsichtigt, das Mädchen einen Beruf erlernen zu lassen, entschied sich aber dann – vielleicht wegen ihres Kummers um den verlorenen Sohn und der Sorge um seinen Nachwuchs –, sie wie eine Enkelin, die von einer britischen Mutter geboren war und legitimen Anspruch auf den Familiennamen Cumming hatte, erziehen zu lassen.

Am Anfang schien Miss Cumming in der Schule sehr glücklich zu sein und an ihren beiden Lehrerinnen zu hängen, obwohl sie sich manchmal wegen Kleinigkeiten zu streng bestraft fühlte. Als älteste Schülerin teilte sie das Bett mit Miss Pirie, das in einem Schlafraum stand, in dem mehrere Mädchen jeweils zu zweit ein Bett miteinander teilten, wie es in einer Schule im 19. Jahrhundert üblich war. Die übrigen Mädchen schliefen mit Miss Woods, die das Bett mit Miss Munro, der zweitältestenSchülerin teilte, in einem anderen Raum.

Nach einer Weile beklagte sich Miss Cumming bei ihrer Grossmutter darüber, dass sie wegen merkwürdiger Geschehnisse in ihrem Bett nicht schlafen könne: Mitten in der Nacht würde Miss Woods in ihr Zimmer kommen, zu Miss Pirie ins Bett schlüpfen, auf Miss Pirie klettern, worauf das Bett geschüttelt würde. Gelegentlich höre Miss Cumming auch deren Gespräche:

«Oh, du bist am falschen Ort», sagte Miss Pirie in einer Nacht.
«Ich weiss», antwortete Miss Woods.
«Warum tust du es denn?»
«Zum Spass», sagte Miss Woods.

In einer anderen Nacht flehte Miss Pirie: «Oh, tu es, Liebling.» Und in einer dritten Nacht habe Miss Woods zu Miss Pirie gesagt, als sie den Raum verliess: «Ich glaube, ich habe dich auf eine schöne Art müde gemacht.»

Dame Gordon nahm sich nicht die Mühe, die beiden Frauen mit dieser Anschuldigung direkt zu konfrontieren, sondern informierte sofort alle Eltern der anderen Mädchen und sagte ihnen, dass ihre Kinder sehr gefährdet seien und deshalb sofort aus der Schule genommen werden müssten. Für Dame Gordon war die Sache bewiesen, als Miss Munro die Geschichte bestätigte: Miss Pirie sei mehrmals zu Miss Woods ins Bett geklettert und habe das Bett geschüttelt, und Miss Munro sei auf dieselbe Art wachgehalten worden wie Miss Cumming.

Im Jahre 1819 fällte das House of Lords ein Urteil zugunsten der beiden Frauen: Sie wurden ermächtigt, von Dame Gordon eine Wiedergutmachungssumme zu verlangen. Die Richter waren natürlich von der Unglaubwürdigkeit der Anklage beeinflusst, denn die Frauen hätten es in der Hand gehabt, Vereinbarungen in der Schule so zu treffen, dass sie sich ohne eine Drittperson als Zeugen auf diese Weise hätten unterhalten können. Dazu kam, dass die Hauptzeugin «farbig» und unehelich war und dass ihre Zukunft von den beiden Frauen abhing: Die Richter waren der Meinung, dass das Mädchen befürchtete, sich an der Schule nicht zu bewähren und daher doch noch gezwungen würde, einen Beruf zu erlernen. Diese Angst habe ihren Groll gegen die beiden Frauen hervorgerufen und sie versuchen lassen, ihrer Führung zu entfliehen. Weiter gingen die Richter davon aus, dass Miss Cumming, die im lustbetonten Orient aufgewachsen war, keine Ahnung hatte, welches Entsetzen solch eine Anschuldigung in England auslösen würde und dass sie lediglich die Schule verlassen wollte und sich deshalb über die Handlungen der Frauen beklagte.

Am meisten beeinflusste die Richter in ihrem Urteil aber ihr eigener Widerwille zu akzeptieren, dass Frauen ausserhalb der Unterschicht sexuelle Wesen waren, dass sie sich willentlich sexuellen Aktivitäten hingeben würden, und erst noch zum Zwecke ihrer eigenen Lust und nicht zum einzigen Zwecke der Fortpflanzung. Wenn eine anständige Frau sich nicht auf ein verbotenes sexuelles Abenteuer mit einem Mann einlässt, dessen starker Sexualtrieb sie verführen könnte, tut sie dies ganz sicher nicht mit einer Frau, die, wie sie selbst, gar keinen Sexualtrieb besitzt. So konstatiert Lord Gillies in seinem Urteil:

«Kein einziger solcher Fall ist in Schottland oder in England je ruchbar geworden... Ich bin überzeugt, dass das hier vorgebrachte Verbrechen gar nicht existiert.»

Um zu beweisen, dass der Lesbianismus existierte, schlossen die Anwälte von Dame Gordon in ihrem Plädoyer eine Anzahl historischer Werke ein darunter auch Lukians *Hetärengespräche: In Die vornehmen Damen*, gesteht Leaina Klonarion, dass sie mit Megilla aus Lesbos zusammengelebt habe, die mit ihr schlief, obwohl sie weder ein verkleideter Mann noch ein Hermaphrodit gewesen sei. Auf Klonarions Frage: «Was machte sie denn, Leaina? Und wie? Das möchte ich vor allem wissen», antwortet Leaina: «Sei nicht so neugierig; es ist mir peinlich. Ich sage es Dir noch einmal, bei der Aphrodite! ich werde nichts verraten.» Hier endet das Gespräch. Da aber sogar Lukian, welcher in unmoralischen Zeiten gelebt hatte, nicht wusste, wie ein solcher Akt ausgeführt werden konnte, folgerte einer der Richter, gelte dies als Beweis, dass Frauen auch damals keinen Sex miteinander hatten: Lukian wusste aus dem einfachen Grund nicht, was zwei Frauen im Bett miteinander tun, weil es für sie im Bett gar nichts zu tun gab.

Die Anwälte von Woods und Pirie nahmen diese Ansicht als Grundlage für ihre Argumentation. Nachdem sie den guten Charakter der beiden Frauen dargelegt hatten, fragten sie: «Ist es nicht sehr unwahrscheinlich, dass sich gleich zwei Personen eines Verbrechens schuldig gemacht haben sollen, welches völlig unbekannt ist, ja dessen Existenz sogar angezweifelt wird?» Diese Beweisführung entschied den Fall. Konnten zwei Menschen geschlechtlich miteinander verkehren, wenn das männliche Geschlecht fehlt? fragte ein Richter. «Kann mit Hokuspokus oder Handauflegen ein Mord begangen werden?» Ohne Instrument ist der Akt nicht möglich, schloss der Richter. «Paarung ohne Eindringen in die Frau, oder die Befriedigung wilder und unnatürlicher Lust zum Spass (d.h. als Nachahmung heterosexuellen Geschlechtsverkehrs) und mit Wortgeplänkel und Geflüster (d.h. 'Du bist am falschen Ort', usw.) scheinen mir von derselben Sorte wie Mord durch Hokuspokus – als ob eine Vergewaltigung en gaiteté du cœur und während eines Gespräches begangen würde.»

Die Anwälte der Frauen hatten ein leichtes Spiel, denn die Richter hielten, wie die meisten Männer in England, am Glauben von der unbedingten Asexualität der vornehmen Frau fest. Lord Meadowbank erklärte den anderen, er sei selbst schon in Indien gewesen, und er wage zu behaupten, dass Miss Cummings Neugierde auf sexuelle Angelegenheiten unter dem Einfluss ihrer lüsternen indischen Kindermädchen entstand, die, ganz im Gegensatz zu englischen Frauen, absolut fähig seien, sich in obszönen Gesprächen über solche Dinge zu ergehen, obwohl diese lediglich ihrer Phantasie entsprangen und sie offensichtlich über kein Wissen des Möglichen verfügten. Unter den Wilden hingegen meinte Lord Boyle die Tribadie nicht ausschliessen zu können, während sie aber in England absolut undenkbar sei: «Wie weit verbreitet dieses Verbrechen in den östlichen Nationen auch sein mag, in diesem Land ist dies der erste dokumentierte Fall einer solchen Anklage.» Lord Justice-Clerk Hope versicherte in seiner anschaulichen Art, dass er die Anschuldigungen gegen die beiden Frauen ebensosehr glaube, wie wenn «jemand behauptete, den Donner die Nationalhymne singen gehört zu haben». Keine englische Frau sei einer solchen Handlung fähig, sagte er. «Keine Prostituierte ist so verdorben, wie diese Frauen von Miss Cumming beschrieben werden.» Da er sich der Reinheit jener Frauen, die er selbst kannte, sicher war, war er von der Reinheit dieser beiden Frauen ebenso überzeugt. «Ich glaube nicht mehr an die Schuld der Angeklagten», hielt er fest, «als an jene meiner eigenen Frau.»

Die Richter wurden in ihrer Voreingenommenheit gegen Dame Gordon durch ein bestimmtes Detail in der Aussage ihrer Enkelin noch weiter bestärkt: dieses Detail war «der falsche Ort». Welche britische Frau aus gutem Hause würde sich der Pedicatio hingeben – und erst noch mit einer Frau? Lord Justice-Clerk Hopes empörte Worte schienen die Gefühle der meisten anderen Richter zusammenzufassen: «Ich will eher glauben, dass Miss Cumming, und fast auch Lady Cumming (Gordon) einen Meineid schwören, als dass ich der Aussage über 'den falschen Ort' Glauben schenken könnte, besonders wenn wir den guten Charakter der Frauen betrachten. Es sind Frauen, die einen feinen Sinn für die christliche Moral haben... Pedicatio – und erst noch mit einer Frau –, ein zweifaches Verbrechen wider die Natur: Kann das von solchen Menschen angenommen werden? Sollte Charakterstärke, und solche Charakterstärke dazu, denn hier kein Gewicht mehr haben?»

Die Anwälte von Woods und Pirie hielten es für sehr wichtig, deren Charakter als untadelig darzustellen, weshalb sie ihnen alle wichtigen moralischen Werte ihrer Zeit zuschrieben: Die Frauen waren christlich, sie waren solide und fleissig, und – das Wichtigste – sie waren zu einer andauernden und aufopfernden Freundschaft fähig. Für eine Frau war es ein Zeichen von ernsthafter moralischer Stärke, wenn sie willens war, sich völlig einer Freundschaft mit einer anderen Frau hinzugeben. So paradox es uns heute scheinen mag: die Anwälte der Frauen hätten ihre Argumentation selbst entkräftet, wenn sie behauptet hätten, die Beziehung zwischen Miss Woods und Miss Pirie sei eine rein geschäftliche Angelegenheit. So versuchten sie im Gegenteil, die grosse vorbehaltlose Liebe der Frauen füreinander als unbestreitbare Tatsache darzulegen, denn sie wussten, dass die Richter darin einiggehen, dass solch überwältigende Liebe (die edel ist) dem Dämon des Geschlechtlichen (der entwürdigend ist) keinen Einlass gewährt. Die Anwälte brachten als Beweis für die «Reinheit» der Frauen einen Brief vor, der im 20. Jahrhundert von Dame Gordons Anwälten sehr wohl als Beweis für die Liebe der Frauen und wahrscheinlich auch für die sexuelle Liebe hätte benutzt werden können:

Miss Woods und Miss Pirie scheinen des öftern gestritten zu haben, oft wegen Mrs. Woods, Miss Woods Tante , die bei der Leitung der Schule mithalf, andere Male betraf es die finanziellen Abmachungen der Schule. Nach einem solchen Streit vertraute Miss Pirie ihre Sorgen einer Freundin an. Sie schrieb über Miss Woods:

> ...es sind Dinge geschehen, die mein Vertrauen in die Zuneigung meiner Freundin für *mich* erschüttert haben. Ich habe *sie* immer wie meine eigene Seele geliebt: und ich hätte gern meine Existenz geopfert, wenn ich ihr so mehr Annehmlichkeiten hätte verschaffen können, bis mein Glaube an ihre Aufrichtigkeit so grausam erschüttert wurde.
>
> Wenn ich mich so meinen Zweifeln hingebe, fühle ich mich unbeschreiblich elend... Wie soll ich mich verhalten? Ich werde meine Zuneigung *niemals* überwinden können, selbst wenn sie sich zu meiner Feindin erklärte. Ich liebe sie nun seit acht Jahren mit aufrichtiger und leidenschaftlicher Zuneigung, und ich habe meine Seele daran gewöhnt, sie als Muster der wahrhaftigen Tugend zu betrachten. Und wenn ich sie nicht als allem überlegen sehen kann, was eines grossen und erhabenen Geistes wert ist, habe ich das Gefühl, dass Elend mein Schicksal in dieser Welt sein wird. Du musst mir mit Deinem Rate helfen, dass Du Dich in mich einzufühlen und vielleicht ein Mittel weisst, welches meinen herzzerreissenden Kummer lindert, unter dem ich häufig leide. Verzeih dieses unzusammenhängende Schreiben. Erlaube mir, Dich zu treffen, wann immer es Dir geht...

Die Verteidiger benutzten die Bibel, die Miss Pirie Miss Woods geschenkt hatte, als weiteren Beweis ihrer Reinheit – und bezogen sogar Miss Piries Widmung in ihre Beweisführung mit ein: Diese würden wir heute als Liebeserklärung ansehen, denn sie steht keineswegs mit den Gefühlen von Liebenden, seien sie nun homosexuell oder heterosexuell, im Widerspruch:

> Nimm, Geliebte, dieses Buch als Geschenk, das Dir in jeder Situation Trost bietet; und, liebste *irdische* Freundin, öffne es niemals, ohne an jene zu denken, welche jede Freundschaft aufgäbe – ausser die mit Gott –, um Deine zu besitzen. Immer die Deine...

Der Fall Woods und Pirie symbolisiert einen wichtigen Widerspruch: Weil in England und Nordamerika die Sexualität fast durchs ganze Jahrhundert hindurch als etwas betrachtet wurde, das tugendhafte Frauen nicht interessierte, und sie also in dieser Hinsicht auch nichts unternahmen – es sei denn, um ihre Ehemänner zu befriedigen oder um schwanger zu werden –, war es für die Gesellschaft grundsätzlich unvorstellbar, dass eine sonst respektable Frau irgendwie sexuell aktiv sein konnte oder gar wollte, ohne dass es ihr Ziel war, den Ehemann zu erfreuen oder der Fortpflanzung zu dienen. Da sich Frauen anscheinend unmöglich wünschen konnten, miteinander zu schlafen, war ihnen, was Zärtlichkeit und Liebesbezeugung betraf, viel Freiheit gegeben. Mit der allgemeinen Verbreitung von Wissen und Pseudowissen über alles, was die sexuellen Möglichkeiten zwischen Frauen betraf, wurde diese Freiheit mehr und mehr eingeschränkt. Ein Richter kann im 20. Jahrhundert nicht mehr, wie einst Lord Justice-Clerk Hope, erklären, dass «es gemäss den Sitten und Gebräuchen der Frauen in diesem Land nichts Unanständiges ist, wenn eine Frau mit einer anderen ins Bett geht.»

Ganz im Sinne dieses Frauenideals versuchten also die Verteidiger gar nicht zu beweisen, dass Miss Woods und Miss Pirie nie zusammen ins Bett gegangen und sich umarmt hätten. Statt dessen argumentierten sie, dass ein Mann und eine Frau sehr wohl des Geschlechtsaktes verdächtigt werden könnten, und vielleicht auch bei zwei Männern, die ohne triftigen Grund zusammen im Bett sind, «könnte eine unnatürliche Absicht in Betracht gezogen werden». Hingegen «gibt eine Frau, die mit einer anderen Frau im Bett ist, nicht einmal die Möglichkeit zu einer solchen Folgerung. Das ist die Ordnung der Natur und der Gesellschaft im gegenwärtigen Zustand. Wenn eine Frau eine Frau umarmt, lässt sich nichts daraus folgern.»

Hätten sie zugegeben, dass sich aus solchem Verhalten etwas Sexuelles folgern liesse, wären die tief verwurzelten Urteile über die Frau jener Zeit in Frage gestellt worden. Es hätte eine Frage aufkommen lassen, welche die Wurzeln der Gesellschaft betraf: die geschlechtliche Lust der Frau. Es ging hier nicht nur um den Ruf der beiden Frauen, sondern um den Ruf jeder ehrbaren britischen Frau. Wenn diese beiden Engländerinnen aus gutem Hause, mit vorbildlicher, christlicher Erziehung und bewundernswerten Errungenschaften solche dreiste sexuelle Lüste hatten, wie konnte dann Lord Justice-Clerk Hope noch sicher sein, dass seine eigene Frau keine derartigen Lüste hatte? Lord Meadowbank erklärte, dass es hier um das Interesse der ganzen Gesellschaft ginge, denn «die Unbescholtenheit, das Wohlbefinden und die Freiheit der häuslichen Kontakte hängen hauptsächlich von der Unschuld weiblichen Benehmens ab, und dieses wiederum davon, dass die Umgangsgewohnheiten so bleiben, wie sie bisher waren – frei von jedem Verdacht.

Auch das House of Lords (oberster Gerichtshof) hielt das Verhalten dieser beiden Frauen frei von jedem Verdacht: es bestätigte ihr Recht – ja, sogar ihre Pflicht –, innigen Umgang zu pflegen. Einer Frau, die nicht fähig ist, für ihre Freundin die zärtlichsten Gefühle und die tiefste Innigkeit zu hegen, fehlt eine wesentliche menschliche Charaktereigenschaft. Lord Gillies beschwerte sich darüber, dass Dame Gordons Anwälte sie hätten glauben machen wollen, «dass es ein Beweis von Schuld sein sollte, wenn zwei junge Frauen ein inniges Verhältnis pflegen und diese Innigkeit sich in Freundschaft verwandelt und sie es wagen, das Bett zu teilen. Wenn das der Fall sein sollte», erklärte er, «wo ist dann die unschuldige Frau in Schottland? – Wenn sie euch Herren auch bekannt ist, mir ist sie nicht bekannt und ich hoffe, dass ich niemals eine kennenlernen werde, deren Innigkeiten sich nicht in Freundschaft verwandeln und deren Freundschaft es nicht erlauben würde, wenn notwendig, mit ihrer Freundin im gleichen Bett zu schlafen.» Die Anwälte der Frauen hatten nicht einmal angedeutet, dass deren Zusammenschlafen in irgendeiner Weise notwendig gewesen wäre – um so interessanter scheint dann, dass einer der Richter seine Analyse der Situation dahingehend verzierte, dass sie mit seinen Ansichten über die Unschuld dieser und aller Frauenfreundschaften übereinstimmte, und dass er von keinem seiner Kollegen korrigiert wurde.

Es stimmt zwar, dass der Woods-Pirie-Prozess in Edinburgh stattfand, welches im allgemeinen weniger fortschrittlich war als London und Paris, aber eine Anklage wegen Lesbianismus, wie jene gegen die beiden angesehenen schottischen Frauen, wäre 1811 wohl auch in der weltoffensten Stadt nicht ernster genommen worden. Wären die Frauen Schauspielerinnen gewesen oder Prostituierte oder Mitglieder der dekadenten Aristokratie, wäre ihnen jede Art von verdorbenen Gelüsten zuzutrauen gewesen. Aber sie waren Schulvorsteherinnen, zu grossen Empfindungen fähig (was auf Feinfühligkeit hinwies) und stammten aus gutbürgerlichen Familien.

Diese Naivität gegenüber der gleichgeschlechtlichen Liebe galt natürlich nicht für die männliche Homosexualität – nicht einmal in Schottland: Zur Zeit des Woods-Pirie-Prozesses wurden mindestens vier schottische Männer, alle aus gutem Hause, der Homosexualität angeklagt. 1810, ein Jahr vor dem Woods-Pirie-Prozess, wurden in London zwei Männer wegen homosexueller Beziehungen zu Tode und sieben weitere zu Haftstrafen verurteilt. Sechs davon wurden an den Pranger gestellt, wo sie von Tausenden von Schaulustigen mit toten Katzen, Dreck und Abfall beworfen wurden, bis sie fast darunter begraben waren. Und im Gegensatz zum Edinburgher Fall, wo die Zeitungen absolutes Stillschweigen bewahrten, schlachteten die Londoner Zeitungen die Verbrechen und Urteilsverkündungen genüsslich aus.

Vom männlichen Standpunkt aus waren Frauen wie Woods und Pirie zu solch himmelschreiendem Exhibitionismus gar nicht fähig, allzumal sie ja gar keine Sexual-

trieb hatten; eine sexuelle Handlung, die einen autonomen Trieb bedingte, war ohne männlichen Initiator undenkbar. Das 18. Jahrhundert war der Meinung, dass die Sexualität der anständigen Frau ein Schlummerdasein führte, und das 19. Jahrhundert verkündete diese Idee mit lauter Stimme. Besonders in England und in anderen Ländern, wo die Mittelschicht stetig an Einfluss gewann, bestimmte diese Sicht der weiblichen Sexualität die Zeit, die wir heute «viktorianisch» nennen (nicht weil Königin Victoria diesen Standpunkt vertrat, sondern weil sie in jener Zeit regierte). Ein Abweichen von solchem Denken war eine bewusste, ausdrückliche (oft gewaltsame) Reaktion auf die «Moral» des Mittelstandes.

Wenn Männer den Lesbianismus lediglich als Sex zwischen Frauen definierten, durften sie sich weiterhin im Glauben wiegen, in der anständigen Gesellschaft niemals eine Lesbe zu treffen. Was aber war denn die Hingabe oder Zuneigung oder die bedingungslose Verpflichtung zwischen zwei Frauen? Es war nicht, wie Alfred Douglas gegen Ende des Jahrhunderts die männliche Homosexualität bestimmte, die Liebe, welche ihren Namen nicht auszusprechen wagt. Es war die Liebe, die keinen Namen hatte – es sei denn, einen sentimentalen wie «romantische Freundschaft», auch wenn der Begriff «Freundschaft» der Intensität der Beziehung kaum gerecht wurde.

Sogar einige der gebildetsten Menschen, wie zum Beispiel Flora Tristan, die französische Schriftstellerin und Reformerin des 19. Jahrhunderts, welche fast das ganze Leben in Paris verbracht und eine Weile in London gearbeitet hatte, wusste keinen Namen für die leidenschaftliche Liebe zwischen Frauen. Im Jahre 1839 schrieb Flora Tristan an Olympe: «Wie lange habe ich mir gewünscht, dass mich eine Frau einmal leidenschaftlich liebe – oh! Wie sehr habe ich mir gewünscht, ein Mann zu sein, damit ich von einer Frau geliebt würde. Ich fühle, geliebte Olympe, dass ich den Punkt erreicht habe, wo die Liebe eines Mannes mich nicht mehr befriedigen kann – vielleicht könnte es die einer Frau? ... Die Frau hat so viel Herzensstärke, so viel Phantasie, so viele geistige Quellen.» Tristan glaubte jedoch trotz ihrer Sehnsüchte und ihrem offenkundigen Kokettieren mit Olympe, dass sie niemals eine Frau fände, die sie leidenschaftlich liebte, da «die Anziehung der Sinne zwischen zwei Personen des gleichen Geschlechtes nicht existieren kann». Trotz der Anziehung zwischen ihr und Olympe (die Flora geschrieben hatte, von ihr hypnotisiert und in Ekstase versetzt worden zu sein, und dass sie, Olympe, Flora liebe), hatten beide Frauen gelernt, die Zeichen ihrer Gefühle zu verleugnen. Sie konnten «die Anziehung der Sinne» nicht erleben, da eine solche Anziehung ja «zwischen Personen des gleichen Geschlechts nicht existieren kann».

Wenn eine Französin von Welt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihre eigenen sinnlichen Gefühle und die einer anderen Frau ignorieren konnte, können wir sichergehen, dass sich auch die Öffentlichkeit von den Möglichkeiten der Liebe zwischen Frauen keine Vorstellung machte. Sowohl im viktorianischen England als auch in Frankreich schienen wenige von diesen Möglichkeiten zu wissen; und jene, die etwas von lesbischer Sexualität wussten oder zu wissen glaubten, wollten im Interesse der Öffentlichkeit dieses Wissen nicht verbreiten. Deshalb schimpfte der britische Kritiker John Morley in der Zeitschrift *Saturday Review* über Swinburnes *Poems and Ballads* (1866). Zornig schrieb er: «Der einzige Trost in Bezug auf vorliegendes Werk ist, dass ein Stück wie *Anactoria* (in dem sich Sappho bei einer Liebhaberin über deren Unbeständigkeit beklagt) für sehr viele Leute unverständlich sein wird. Ebenso wird der fieberhafte Wahn des *Hermaphroditus*, wie auch alles andere, was namenlos und verabscheuenswürdig ist, nicht verstanden werden.» Er ist hauptsächlich darum besorgt, solche Dinge namenlos und geheim zu halten, damit junge Frauen nicht lernen, was sie nicht wissen sollen.

In Amerika war das Wissen über die Möglichkeiten der gleichgeschlechtlichen Liebe zwischen Frauen fast bis ins 20. Jahrhundert hinein ziemlich beschränkt. Der Arzt Allan McLane Hamilton schrieb 1896, dass «bis vor vergleichsweise kurzer Zeit eine Anspielung auf etwas Unziemliches in einer intimen Frauenbeziehung für den Urheber die unerbittlichste Zensur zur Folge gehabt hätte.» Er spricht von einem «Fall» von Lesbianismus, der ihm nur wenige Jahre zuvor zugetragen worden war, als solch «geistige Perversion noch nicht erkannt worden war». Hamilton schreibt das neue Wissen über den Lesbianismus besonders Théophile Gautier zu (*Mademoiselle de Maupin* war 1890 ins Englische übersetzt und in Amerika veröffentlicht worden) und gewissen anderen fanzösischen und deutschen Romanen. Aber obwohl er «alles wusste» über den Sex zwischen Frauen, ist zu bezweifeln, dass er den Richtern von Woods und Pirie geraten hätte, die Frauen für schuldig zu erklären. «Eine lesbische Frau», schrieb Hamilton, hat «gewöhnlich männliche Züge oder, wenn sie keine der 'charakteristischen Eigenschaften' des Mannes trägt, hat sie Beckenstörungen, eine spärliche Menstruation und ist mehr oder weniger hysterisch oder wahnsinnig». Da weder Woods noch Pirie männliche Züge hatten, von menstruellen Problemen gequält wurden oder wahnsinnig waren, konnten sie auch nicht zusammen auf dem Bett herumgespasst haben.

Obwohl der Lesbianismus zuerst in Deutschland als «medizinisches Problem» deklariert wurde und gegen Ende des Jahrhunderts bereits zahlreiche Bücher zum Thema veröffentlicht worden waren, wussten viele dieser Autoren von den Möglichkeiten der lesbischen Liebe keineswegs mehr als jener amerikanische Arzt. Und die deutsche Volksmeinung war in genau der gleichen Verwirrung gefangen: Die anständige Frau hat keinen Sexualtrieb; also konnten diese Frauen sexuell nicht miteinander verkehren. Das neue medizinische «Wissen» behauptete, dass sich anormale Frauen – männliche oder hysterische – unorthodoxen sexuellen Praktiken hingeben, was war aber mit den normalaussehenden, gesunden Frauen? Um 1900 wurde die Verwirrung durch die militante Neue Frau, die sich Frauen zuwandte und sich ihnen verpflichtet fühlte, noch grösser, wie dies Elisabeth Dauthendys Roman *Vom neuen Weibe und seiner Liebe. Ein Buch für reife Geister* (1901) auf dramatische Art zeigt. Die Hauptperson, Lenore, eine Neue Frau, weigert sich, mit einem Mann eine Beziehung einzugehen, weil Männer sich noch nicht so weit entwickelt haben wie Frauen. Sie weist die «unreine sapphische Liebe» zurück, dennoch liebt sie Yvette.

> Ohne Laut, mit der stummen Inbrunst der tiefen seligen Freude lagen wir uns in den Armen.
>
> Und dann reichte der Atem unseres klopfenden Blutes gerade für den geliebten Namen – Lenor – Yvette.

Die Autorin sagt nicht, was diese Liebe von der Liebe der Sapphistinnen unterscheidet, aber sie kann die Begriffe «sapphisch» oder «lesbisch» – ungeachtet ihrer Leidenschaften und Bindungen – nicht für eine Frau verwenden, die gesund ist und normal aussieht.

Bis zum Ende des letzten Jahrhunderts war die Möglichkeit der Liebe zwischen anständigen, gesunden Frauen von vielen – scheinbar aufgeklärten – Autorinnen und Autoren also noch nicht erkannt worden: Gesunde Frauen waren asexuell. Es war schon sehr zu bezweifeln, dass sie auch nur einen Gedanken an die sexuelle Befriedigung verschwendeten. Aber dass sie sich – ohne männlichen Initiator – nach sexuellem Ausdruck sehnen könnten, war etwa so glaubwürdig wie die Behauptung, dass der Donner die Nationalhymne singe.

Köstlicher als die Liebe der Männer
Romantische Liebe und Frauenfreundschaft
von der Renaissance bis heute
von Liliane Faderman
Aus dem Amerikanischen von
Anneliese Tenisch und Fiona Dürler
ca. 500 Seiten, geb., ca. Fr. / DM 48.–
Subskriptionspreis: Fr. / DM 42.–
ISBN 3-85647-103-0
Erscheint im Eco-Verlag, Zürich